kung-Distrikt, welcher sich unmittelbar an das Hinterland der Halbinsel Kaulung anschließt, das Räuberunwesen zunehmen. Die Räuber sollen bei der chinesischen Miliz sogar Unterstützung finden. Die dritte und die vierte indische Brigade sind nach Norden beordert worden. Die übrigen indischen Truppen gehen nach Taku. In Canton ist alles ruhig.

* **Shanghai**, 3. October. Nach Pekinger Berichten ist der private telegraphische Verkehr so lange unmöglich, bis der deutsche Feldtelegraph fertig gestellt sein wird. Die Depeschen sind mit Regierungs-Depeschen überlastet. — Die holländischen Kriegsschiffe „Nederland" und „Holland" sind plötzlich nach Swatau und Amoy beordert worden. Das Panzerschiff „Piet Hein" bleibt im hiesigen Hafen.

* **Odessa**, 4. October. Auf einem englischen, vom Kriegsministerium gecharterten Transportdampfer fuhr heute ein aus dem Warschauer Nowo Georgiewskischen und dem Brestlitowskischen Festungs-Artillerie-Regiment gebildetes Festungs-Bataillon nach dem fernen Osten ab.

* **Wien**, 4. October. Nach der „Wiener Abendpost" beträgt die Stärke der Marinetruppen des österreichisch-ungarischen Geschwaders in Ostasien jetzt 1620. Seit der Ankunft des Feldmarschalls Grafen Waldersee sind die Truppen dessen Obercommando unterstellt. (Wiederholt.)

Reisebriefe des Grafen Waldersee.

Aus den Reisebriefen, welche Graf Waldersee von Bord der „Sachsen" an seine Gemahlin geschrieben hat, theilt die „Frkf. Ztg." die nachfolgenden Auszüge mit:

31. August: Zur größten Freude Aller an Bord trat in den frühesten Morgenstunden eine erhebliche Abkühlung der Luft ein, die Jeden aufathmen ließ, und die auch anhielt, bis wir in den Hafen von Aden einliefen. Früh um 6 Uhr passirten wir die Insel Perim in der Straße Babelmandeb, die ebenso wie die folgende vulkanischen Ursprungs, zackige Formen, steilen Abfall und absolut kein Wachsthum aufweist. Bald erregten die steilen Felsen von Aden unsere Aufmerksamkeit. Man sah mit dem Glase die Befestigungswerke, die vom Strand aus sich in mehreren Linien bis auf die höchste 540 Meter hohe Spitze der steilen Felsen hinaufzogen. Auf der Rhede außerhalb lag ein neuer bei Armstrong gebauter japanischer Kreuzer „Asahi", der aber noch unter Handelsflagge auf der Reise begriffen war. Ein Lootse kam an Bord; in seinem Boote saßen noch einige Eingeborene, Somali, braune Gestalten, schwarzes, wolliges Haar, aufgeworfene Lippen. Auch einige ganz leichte, schmale Kähne, mit darin hockenden Somali kamen der „Sachsen" entgegen, vor der jetzt in langsamer Fahrt der französische Dampfer „La Champagne" mit einem großen Truppentransport vorbeizog. Die Mannschaft stand dichtgedrängt und rief Hurrah; die französischen Officiere waren oben an Deck und grüßten. Die Capelle der „Sachsen" intonirte die französische Nationalhymne, was sofort großen Jubel hervorrief und mit Hurrahs, Händeklatschen und Tücher beantwortet wurde. Die französische Trikolore salutirte die Obercommandoflagge und von der „Champagne" ertönten die Klänge unserer Nationalhymne. Der gestrige Tag war für die „Sachsen" doch noch schlimmer gewesen, als ich dachte. Ein so großes Schiff ist in seinen Einzelheiten nicht so leicht zu übersehen. Wir haben in Summa 16 Fälle von Hitzschlag gehabt. Geradezu verheerend würde die Hitze gewirkt haben, wenn wir Deutsche als Heizer gehabt hätten. Es sind in deren Raum bis zu 70 Grad C. gewesen. An den Chinesen und Singalesen, die den Dienst als Heizer und Kohlenzieher ausschließlich versehen, sind stets diese Höchstgrade spurlos vorübergegangen.

Langsam zog der Franzose an uns vorüber. Es wurden Ansichtskarten gewechselt, die aber unverständlich blieben. Die „Champagne" hatte Port Said etwa 3—4 Stunden vor uns passirt, hatte aber fast einen Tag lang in Aden gelegen, wodurch wir den Vorsprung des 18 Knoten laufenden Schiffes eingeholt hatten. Nun passirten wir das „Sichtschiff", das englische Kanonenboot „Redbreast", dessen Gruß ich erwiderte; wir drehten dasselbe bei, legten fest und waren sofort wieder von Booten und Kähnen umringt. Die Farbe der Somali schwankt zwischen Braun mit einem Stich ins Blaue, durch alle Schattirungen des Dunkelbraun bis zum Hellbraun. Hinter den dicken, wulstigen Lippen glänzen zwei Reihen weißer Zähne, die Köpfe sind glatt rasirt; oft mit dichtem Kraushaar bedeckt, das mit Hennah gefärbt wird und hellbraun oder rothbraun, vielfach auch pechschwarz ist. Die schlanken, meist mageren Gestalten hocken in ihren Booten, bieten allerhand Obst, Cigaretten, Fische u. s. w. feil, und vollführen einen großen Lärm. Fleischerdurch kommen jüdische Händler mit billigen Straußenfedern, die auch Abnehmer finden. Der Commandant des englischen Kanonenboots Hill meldete sich und kündigte auch den Besuch des Gouverneurs, Brigade-Generals H. E. Penton, an. Dieser erschien kurz vor 1 Uhr an Bord in Begleitung seines Generalstabschefs, Major Peire. Ich hatte durch Oberstleutnant Pomel ihm meine Absicht, ihn zu besuchen, kundgeben lassen, und er bat mich, dies mit einem Frühstück bei ihm zu verbinden. Wir fuhren zusammen an Land, bestiegen dort zwei mit kleinen aber prächtigen arabischen Pferden bespannte Wagen und fuhren an der Küste entlang über felsige Höhen an den Casernenbaracken der indischen Truppen vorbei nach der Wohnung des Gouverneurs. Sie liegt hoch und nach drei Seiten hin frei und empfing uns mit einer angenehmen kühlen Temperatur. Die inneren Mauern des Gebäudes, wohl ¾ Meter dick, waren mit einer Art großen Säulenhalle umgeben, deren äußere Wände aus dünnen Halmmatten waren. Vor diesen hingen Bastmatten und Vorhänge, wodurch der Zutritt warmer Luft gehindert wurde. Auf einer niedrigen Mauer saßen Schaaren von Milanen, einer Art Geier, die auch im Hafen das Schiff umflogen. Sie werden nicht geschossen, weil sie sich in Straßenreinigung sehr nützlich machen, und leben im Hofe des Gouverneurs friedlich mit Tauben zusammen. Kurz nach unserer Ankunft trat die Ehrenwache an, eine Compagnie vom 1. Bataillon Port-Royal-West-Kent-Regiment. Ich ging die Front ab, bat dann aber in Anbetracht der brennenden Hitze, die Mannschaft zu entlassen. Nach dem Frühstück kehrten wir wieder nach dem Ankerplatz zurück, fuhren aber, da die Kohlenübernahme noch nicht beendigt war, an der Küste entlang auf dem Wege nach der eigentlichen Stadt Aden, der „Eingeborenenstadt", wie die Engländer sagen. Diese bewohnen nämlich nur die am Ankerplatz gelegene Colonie, die in der Hauptsache aus Casernen, dann einigen Hotels und wenigen anderen Häusern besteht. Vor dem Hause des Gouverneurs standen einige künstlich gepflegte Palmen, im Uebrigen ist weit und breit kein grünes Blatt zu sehen. Diese Fahrt war sehr interessant. Wir begegneten vielen Wagen mit Eingeborenen, deren unbekleidete braune Körper in den Wagenpolstern sich eigenthümlich ausnahmen, dazu Kameelen mit großen Lasten, oder vor einen Karren gespannt, die mit langen Schritten und stumpfsinnig dahinzogen. Auch vielen Reitern auf Eseln begegneten wir, wie überhaupt die Straße sehr belebt war. Ueberall hockten die braunen Gestalten auf der Erde oder schritten, barhaupt und barfuß, in der glühenden Sonnenhitze. Der Weg führt als gut angelegte Kunststraße dem Meere entlang in Windungen die Höhe hinauf und durch oft angeschnittene Felsen wohl ½ Stunden weit bis Aden, in dessen Nähe große, künstliche Bassins sind. Wegen der Kürze der Zeit mußten wir jedoch nach einem schönen Blick auf die Stadt von der letzten Höhe aus umkehren.

Am Landungsplatze verabschiedete sich der Gouverneur. Ich fuhr an Bord, wohin auch der Viceconsul Koch (in Vertretung des zur Zeit in Europa befindlichen Consuls Schmeck) kam. Inzwischen war die Kohleneinnahme beendigt, auch die verschiedenen Telegrammarbeiten erledigt. Um 5½ Uhr setzte sich die „Sachsen" wieder langsam in Bewegung, dicht an dem englischen Kanonenboot vorbei, dessen Honneurs von uns durch Abspielen der englischen Nationalhymne und Hurrahrufen der in Glied angetretenen Mannschaften erwidert wurden. Langsam glitten wir an den äußersten, mit Baracken und Häusern oder Festungswerken besetzten Felspartien vorüber, wobei man die Geschicklichkeit, mit der die Engländer einen bewohnbaren Ort aus und auf Felsen errichtet haben, nur bewundern muß. Die steile, 400 Meter hohe Felswand des höchsten Gipfels mit den schroffen Formen ist noch lange im Dämmerlicht zu bemerken. Die alten Befestigungen sind dem Verfall übergeben, dafür aber beherrschen einige ganz modern gepanzerte, schwer armirte Batterien die Rhede. Der Aufenthalt in Aden auf englischem Boden war sehr interessant, sehr reich an vielen neuen und fremdartigen Eindrücken, die trotz der Kürze der Zeit doch nachhaltig sich dem Gedächtniß einprägen. Wir nahmen unseren Kurs jetzt fast genau nach Osten, es wehte eine leichte Brise, die den Aufenthalt an Deck sehr angenehm machte.

1. September. Riesengroß am Horizont ringsum ist Land zu sehen. Die Wellen sind etwas größer, als bisher, die Wärme nur etwas gelinder, 30 Grad C. Man sieht viel mehr Fische, die in lebhaften Sprüngen aus dem Wasser das Schiff eine kurze Strecke begleiten. Abends wird der Wind lebhaft.

2. September. Wir passiren früh die Insel Socotra, deren schroffe, von der Sonne prächtigste Felsen aus dem Meere aufragend mit ihren Spitzen in den Wolken verborgen sind. Die Insel hat eine große Ausdehnung. In ihrer Nähe ist die See kurz und unruhig, einzelne Wellen spritzen bis auf das Deck. Der Wind kommt aus Südwest, unser Kurs ist Südost, die Wellen kommen also von der Seite auf das Schiff zu, weshalb es oft stark nach den Seiten schwankt. Man sieht allerwärts viel fliegende Fische, von denen einzelne durch den Wind an Bord geworfen wurden. Das Schiff macht durchschnittlich in 24 Stunden 336 Seemeilen. Vormittags um 10 Uhr ist Gottesdienst. Mit dem Passiren der Insel Socotra, an welcher vor einigen Jahren der Postdampfer „Oder" gestrandet und völlig verloren gegangen ist, sind wir in den indischen Ocean eingefahren, in welchem wir bis zum 7. September früh verbleiben sollen. Der Gottesdienst wurde etwas gestört, indem die Stimme des Predigers manchmal vom Winde und dem durch die Wellen erzeugten Lärm übertönt wurde. Die Predigt über 1. Cor. 13 war wieder recht gut.

3. September. Die Luft ist erträglich, das Meer etwas ruhiger, daher auch das Schwanken des Schiffes etwas geringer. Fahrgeschwindigkeit wieder 334 Meilen. An Bord alles wohl und guter Dinge.

4. September. Das Wetter ist so ziemlich das gleiche, wie gestern, und die „Sachsen" läuft gleichmäßig ihren Kurs. Die meisten Kranken fangen an, sich zu erholen. Leider haben wir noch zwei, die den Hitzschlag vom 30. August nicht ganz überstanden haben. In der vergangenen Nacht ist ein kurzer, aber sehr starker Regen gefallen — eine in dieser Jahreszeit sehr seltene Erscheinung.

5. September. Vier Tage auf dem Ocean, ohne auch nur einen Moment Land und ohne auch nur ein Schiff zu sehen — habe doch Verlangen darnach. Die Temperatur, die seit Aden nur einige Grade heruntergegangen ist, aber nie unter 27 Grad C., wirkt erschlaffend, so daß man nur ungern an ernste Arbeit geht. Eine kleine Anregung lasse ich dadurch schaffen, daß täglich ein Vortrag über chinesische Verhältnisse, soweit sie für uns von besonderem Interesse sind, gehalten wird. Jetzt ist es 7 Uhr Abends, wir haben nur zwei Stunden Regen hinter uns, der die Temperatur auf 26 Grad heruntergebracht, also sehr erfrischend gewirkt hat. Wir sollen nun die langgestreckten Inselgruppen der Lakadiven und Malediven durchschneiden, und bekommen den Leuchtthurm von der Insel Minikoi zu Gesicht.

6. September. Bedeckter Himmel und etwas mehr See. Wir laufen jetzt um 2 Uhr Mittags auf 40 Meilen an Cap Comorin, der Südspitze Ostindiens, weiter, können aber nichts vom Festlande sehen. Wir überholten heute früh einen großen englischen Kohlendampfer, der auf Colombo zu fahren schien. Unser Capitän meint, daß wir in der Nacht vom 4. zum 5. an der „Champagne", die vor uns Aden verließ, vorbei gegangen sind. In der Nacht um 1 Uhr sollen wir Colombo erreichen. Dort verläßt uns eine Anzahl Passagiere.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. October.

Zu den erfreulichen Tagesbegebenheiten darf man die sympathische Aufnahme rechnen, welche das **Telegramm Kaiser Wilhelm's an den Kaiser von China** insbesondere **auch bei der süddeutschen Demokratie gefunden hat.** So nennt der Stuttgarter „**Beobachter**" das Telegramm „höchst würdevoll" und fügt hinzu, man merke an ihm, „daß trotz der großen Empörung überall die begangenen Schandthaten ... eine, wenn auch vielleicht nur mühsam errungene Mäßigung in den Sühneforderungen Platz gegriffen hat ... So wäre eine allseitig brauchbare Basis zu endlicher Verständigung geboten." Noch lebhafteren Widerhall hat das Telegramm des Kaisers bei einem leitenden Blatte der badischen Demokratie, der „**Neuen Badischen Landeszeitung**", geweckt. Letztere schreibt u. A.:

„**Jedenfalls hat der deutsche Kaiser dargethan, daß er gern bereit ist, zu einer friedlichen Beilegung des Conflicts die Hand zu bieten.** Nicht nach Eroberungen steht sein Sinn, sondern nach einer ausreichenden Sühne der unserem Vaterlande widerfahrenen Unbill. Darin muß ihn jeder gute Deutsche, jeder wahre Freund des Vaterlandes rückhaltlos zur Seite stehen. .. Was Kaiser Wilhelm fordert, ist das Mindestmaß dessen, was er im Interesse des Ansehens und der Macht Deutschlands fordern muß. Wird auch das nicht zugestanden, dann muß es sich das deutsche Volk mit den Schwerte erzwingen."

Bekanntlich hat auch der socialdemokratische „**Vorwärts**" die Versöhnlichkeit des Kaisers nicht in Abrede zu stellen gewagt. Die „Sächs. Arbeiterztg." aber läßt sich wörtlich wie folgt vernehmen:

„Die deutsche Politik .. **lehnt** sein (des Kaisers von China) Anerbieten **kurzerhand ab** und scheint entschlossen zu sein, auf ihrer Racheforderung zu verharren. Der Ton der deutschen Antwort ist so schroff, daß die Anknüpfung ernsthafter **Friedensverhandlungen** nach diesem weiß-östlichen Depeschenwechsel mindestens **fraglich** erscheint."

Da der „Sächs. Arbeiterztg." die diametral entgegengesetzte Auffassung des socialdemokratischen Centralorgans schon vorlag, als sie das Vorstehende ihren Lesern bot, so erscheint ihre demagogische Verhetzung doppelt verwerflich.

Bekanntlich hat **Graf Bülow**, der den Rest seines Urlaubs unseres Wissens in nächster Nähe von **Friedrichsruh** verlebte, zusammen mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter beim Fürsten Herbert Bismarck gefrühstückt, in dessen Begleitung mit den Seinen das Mausoleum des verewigten ersten Reichskanzlers besucht und eine Fahrt in den Sachsenwald gemacht. Kein Unbefangener wird hieran das Geringste auszusetzen haben. Denn daß ein Deutscher, zumal wenn er der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ist, Gelegenheit nimmt, in Begleitung seiner nächsten Angehörigen die Stätte aufzusuchen, die durch den Fürsten Bismarck eine unvergängliche Weihe bekommen hat, ist vom menschlichen Standpuncte aus nur natürlich. Ein Unbefangener würde sich auch nicht darüber wundern, wenn Graf Bülow bei dieser Gelegenheit mit dem Fürsten Herbert Bismarck, der doch einer seiner Amtsvorgänger gewesen ist und durch seine intime Stellung zu dem heimgegangenen Reichskanzler in Bezug auf Fragen der auswärtigen Politik sicherlich nicht Einbuße an Urtheilskraft erlitten hat, über die chinesische Angelegenheit gesprochen hätte. Aber zu den Unbefangenen zählen eben die Herren vom **Centrum** nicht, und so hat der Besuch des Grafen Bülow in Friedrichsruh das Organ der **bayerischen** Centrumspartei in lebhafte Unruhe versetzt. Besorgt fragt dieses Blatt, ob etwa Graf Bülow sich „die Unterstützung der Dynastie Bismarck" sichern wolle, und es schließt, „daß die Regierung sich eben in einer Lage fühlt, in der jede Unterstützung und Hilfe willkommen ist, gleichviel, woher sie kommt". — Offenbar ist also das bayerische Centrumsorgan der Meinung, eine Unterstützung, die dem Grafen Bülow von einem Bismarck zutheil werde, sei für Ersteren **compromittirend!** Der klerikale Vater dieses Gedankens lebt augenscheinlich noch allzu sehr der Erinnerung an den berüchtigten Steckbrief des Grafen Caprivi vom 9. Juni 1892, der den Verkehr mit der Familie Bismarck verpönte. Vielleicht erfreut das bayerische Centrumsorgan die Zeitgenossen noch durch das Verlangen, daß der nunmehr demaskirte Graf Bülow sich durch eine Wallfahrt nach dem Grabe **Windthorst's** reinige oder durch einen Fußfall vor Herrn Dr. **Lieber** Verzeihung erwirke.

In der „Magdeburger Ztg." war im Hinblick auf den **Wahlanstand im Herzogthum Gotha** und den Bestand des Landtages aus neun Socialdemokraten, sechs Bürklern und vier Liberalen die Frage erörtert worden, wer wohl in diesem so zusammengesetzten Landtage den **Präsidentensitz** einnehmen werde. Die Antwort ging dahin, es sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der socialdemokratische Führer **Bock** Präsident werde. Dahinter muß doch aus mehr als einem Grunde ein großes Fragezeichen gemacht werden. Zunächst dürfte es „Genosse" Bock ebenso, wie die Herren Singer und Genossen im Reichstage, **ablehnen**, gewisse repräsentative Pflichten zu übernehmen, die mit dem Präsidium einer jeden Landesvertretung **nach der Seite des Herrscherhauses** hin verknüpft sind. **Dann aber — und das ist für den „Genossen" Bock das Ausschlaggebende — würde er als Präsident für die Verhandlungen im Plenum und für die Debatte so gut wie gar nicht mehr in Frage kommen.** Denn er könnte doch immer nur ganz ausnahmsweise den Vorsitz an den Vicepräsidenten abgeben, um activ in die Verhandlungen einzugreifen. **Darauf aber wird sich „Genosse" Bock um so weniger einlassen, als seine Stärke in der Debatte beruht und überdies die anderen acht „Genossen" seine Führung gar nicht entbehren können. „Genosse" Bock** oben auf dem Präsidentensitz und die acht führerlosen Genossen unten, das könnte unter Umständen recht unangenehme Folgen haben. „Genosse" Bock ist zu klug, um sich ohne Noth in solche Gefahr zu begeben. Kaum minder unzutreffend ist es, wenn man dem leitenden Minister v. **Strenge** die Absicht zuschreibt, wegen des Wahlausfalles zurückzutreten. Wer den in bester Manneskraft stehenden, aus der freisinnigen Partei hervorgegangenen Minister kennt, weiß, daß dieser vor keiner Schwierigkeit, am wenigsten aber vor dem socialdemokratischen Führer Bock und Genossen zurückweicht. Weit eher ist anzunehmen, daß er das Wachsthum der socialdemokratischen Mandate zu einer eindringlichen Mahnung an die höchste Stelle benutzt, die Hand zur Abstellung der Mißstände zu benutzen, die den socialdemokratischen Agitatoren Wind in die Segel geführt haben. Zudem dürfte Minister v. Strenge bei den gegenwärtigen Uebergangsverhältnissen bis zur Mündigkeit des Erbprinzen und wohl auch darüber hinaus kaum entbehrlich sein. Schließlich käme hierbei auch für das Ländchen Gotha die **finanzielle** Seite in Betracht. Der Vorgänger des Herrn v. Strenge im Ministerrathe, Herr v. **Bonnin**, bezieht auf Grund der ihm bei Uebernahme des Amtes gemachten Zusicherungen heute noch sein Ministergehalt als Pension; ginge Herr v. Strenge, so würde ein zweites Ministergehalt den Pensionsfonds belasten. Und das wäre für die Finanzen des Herzogthums eine immerhin harte Zumuthung.

Die **englische** Diplomatie hat, in so hohem Maße auch ihr Interesse seit Langem durch die chinesischen Wirren und die südafrikanische Angelegenheit in Anspruch genommen ist, **das Vordringen Frankreichs in Centralafrika** durchaus nicht aus dem Auge verloren. Frankreich hat die Zeit, in welcher England in Südafrika intensiv beschäftigt war, benützt, um in Centralafrika in jenen Gebietstheilen, die es auf Grund des nach der Faschoda-Affäre getroffenen englisch-französischen Uebereinkommens als in seiner Interessensphäre gelegen betrachtet, Besitzergreifungen vorzunehmen. Anfangs gingen diese Occupationen ohne nennenswerthe Schwierigkeiten vor sich, allein in jüngster Zeit scheint sich der Widerstand der Berber, die mit vortrefflichen modernen Schießwaffen ausgerüstet sind, sehr verstärkt zu haben. Allem Vermuthen nach werden die Franzosen noch viele Schwierigkeiten zu überwinden haben, um das große afrikanische Reich zu begründen, das Nordwest-Afrika umfassen soll. Die an den Vorgängen in jenem Gebiete interessirten Regierungen müssen mit voller Klarheit erkennen, daß durch diese französische Action die Eröffnung der **marokkanischen Frage** immer näher gerückt wird. Bekanntlich erneuert Marokko immer seine Proteste gegen das Vorgehen Frankreichs in Paris, sowie bei den anderen Mächten, und seit die französische Action begonnen hat, hat der Sultan wiederholt die Einberufung einer internationalen Conferenz gefordert. Allein obgleich auch Spanien, wie es heißt, die Bemühungen des Sultans unterstützt, waren seine Schritte bisher vergeblich. Die Mächte scheuen sich offenbar, eine so ernste Angelegenheit im jetzigen Augenblick auf die Tagesordnung zu stellen.

Der Telegraph meldete kürzlich, daß **der türkische Gesandte in Madrid, General Izzet Fuad Pascha**, um seine Abberufung ersucht habe. Madrider Blätter drucken nunmehr einen Brief Izzet Paschas an den Sultan ab, der nicht geringes Aufsehen erregt. Der Gesandte schreibt:

Da ich auf alle meine Depeschen und Briefe, auf meine gerechten Beschwerden keine Antwort erhalte, beschreite ich den gewöhnlichen Weg, dieses Schweigen zu brechen. Von Ungerechtigkeit überhäuft, des gesetzlichen Schutzes beraubt, **bin ich ruinirt** durch die Beschlagnahme meiner Güter wegen der Heirath meiner Mutter mit einem Ungläubigen. Nach Aleppo ins Exil gesendet, weil ich das Gemetzel in Armenien verabscheuet und getadelt habe, wurde ich dort auf Anstiftung von Spionen in meinem Hause durch Truppen blockirt und volle zwei Wochen förmlich belagert. Bei meiner Rückkehr nach Konstantinopel wurden meine Werke als schädlich beschlagnahmt, darunter die Uebersetzung von Tartarin, dessen Verkauf mir viel gebracht hätte. Seitdem ich in Spanien bin, liege ich im beständigen Streite mit dem Finanzminister, der mir meinen Gehalt nicht zahlt. **Mein Personal hat noch für sechs Monate Gehalt zu bekommen und kommt vor Hunger um.** Die Gesandtschaft ist in

---

Und mag die Sehnsucht meine Seele tödten,
Nicht Sühne fleh' ich in mein Heiligthum,
Ich will vor meiner Liebe nicht erröthen,
Nicht feige fliehen ihr Martyrium!"

V.

Dämmerung lief an den kahlen Wänden des Ateliers entlang und verwob die wenigen Geräthschaften des Raumes zu Unkenntlichkeiten. Nur der kleine Tisch seitlich vom Fenster und die beiden überpolsterten Holzschemel traten erkennbar hervor. — Ihnen gegenüber ein Ruhebett, das durch eine Portière ganz in Dunkel gelegt war. Das hatte der Fred gut gemacht. Wer hätte es dem in schweren Falten gerafften Vorhange angesehen, daß es ein Umschlagetuch aus Großmutters Zeiten war! Dahinter lag nun Fred, lang ausgestreckt auf dem Polster, die Arme unter dem Kopfe, und feierte seine tägliche Ruhestunde. — Feierte! — Die Gedanken feierten nicht. Sie brannten ihm im Hirn und versetzten sein Herz in banges Klopfen. Wie lange war es nun schon, daß er dem Geschehenen so Tag für Tag nachsann! Und half doch Alles nichts. Wie oft war er aufgesprungen von seinem sonst so lieben Ruheplatze, die Zähne zusammengebissen, trotzenden Zorn auf der Stirne, und hatte vor sich hin geredet: „Sakra, nun hab' ich's satt! Die Geschichte ist aus, — sie hat's so gewollt. Basta! Hätt's mich recht lieb gehabt, das Mädel, da hätt's eben gewartet, — ob's Jahre noch dauerte! Sie wußte ja doch, daß ich nicht konnte, wie ich wollte, sie wußte ja doch, was mir die Hände band. — Meine Ehre! — Ja, Anny, kannst denn das gar nimmer begreifen: meine Ehre!"

Wie sagte sie damals: „Unsere Liebe ist unsere Ehre!" Ob sie vielleicht? dennoch Recht hatte? Gab es in der wahren, großen Liebe noch höhere Satzungen, als die er bisher anerkannte? War nur er selbst zu klein für solches Empfinden? — So dachte er. Dann quoll es wohl manchmal über in seinem Herzen, daß er rief: „O Anny, Anny, wie hast Du mich geliebt! — Bis zum Tode — bis zu höchster Selbstverleugnung. — Hast Du nicht Alles von Dir geworfen, Deine Heimath, Deine Pflichten, Dein Ansehen vor der Welt, als Du damals zu mir kamst, eine Flehende um das Leben unserer Liebe! — Du, die Stolze, warfst Deine Seele mir zu Füßen, und ich that nicht mehr für Dich, — damals — als daß ich sie nicht ganz zertrat. — Ich ließ sie leben in einer bangen, sorgen Hoffnung. Und weil sie stark und lebendig war, ist sie gewachsen in allem Leid und groß geworden — größer als die meine! Das ist es. Nun konnte sie von mir gehen, weil sie mich liebte, und ich Narr — ich Narr ließ sie gehen, trotz meiner Liebe! — Wozu lebe ich nun, wonach ringe ich noch? Für meine Kunst? Um Ruhm und Ehre? — Schatten — Schatten!

Und dann auch kamen wieder Stunden überschäumenden Stolzes, bitterer Gereiztheit. Er rief sich die Stunden ihres letzten Zusammenseins ins Gedächtniß, er sah sie wieder vor sich, wie sie ruhig lächelnd vor ihm saß, seinen Blick im Auge mehr, der ihm allein gehörte, seinen Klang in der Stimme, die nach seinem Herzen suchte. Sie konnte sich vertiefen in schwierige Fragen, konnte angeregt sprechen über wichtige Themen und seine Nähe beunruhigte sie nicht, sie fühlte ihn nicht mehr, der mit zitterndem Herzen neben ihr saß und wartete, — wartete — auf den Augenblick, wo sie wieder die Seine war in ihrem Herzen, — vergeblich, immer vergeblich. — Zwar schien es ihm wohl das eine oder das andere Mal, als wolle der versunkene Schatz emporsteigen, als drängen alle ihre Seelenkräfte secundenlang ihm entgegen, aber ihr Wille hielt sie gefesselt. Ein kurzes Aufathmen — und ruhig schaute ihr Auge in das seine. Und er hatte sie doch gebeten, mit Blicken und Mienen, mit der Beweglichkeit seines ganzen Herzens, das sich in seinem ganzen Wesen bekundet hatte. — Ihr stolzes Schweigen darauf war dennoch Sünde. — Und so zerbrach ihr wundersames Glück, — durch eigene Schuld. — So mochte doch auch das klägliche Leben zerbrechen, je eher, um so besser. — Und seine Kunst, — die ja doch Keiner so verstand, wie sie, — und die nun wieder betteln ging vor verschlossenen Thüren? — Zum Teufel mit Allem! — Er rührte seinen Pinsel wieder an. — —

Aus solchen Gedanken schreckte ihn ein lautes Pochen an seiner Thür. — Gleich darauf trat Kunz Beermann herein. Fred rührte sich nicht. Lachend rief ihm der Freund entgegen: „Wenn Du halt wüßtest, was ich für gute Nachricht bringe, dann lohnte Dir's schon, einmal den Kopf nach mir zu drehen."

„Ach, geh zu — gute Nachricht, mir — hat sich was — gute Nachricht!"

„Na, die „kleine Goldene" ist doch für den Anfang nicht zu verachten, dächt' ich."

Nun saß Fred doch mit einem Ruck aufrecht und starrte den Freund an, ungewiß stammelnd: „Die „kleine Goldene", ich? Unsinn!"

„Na, hör' mal, daß Dein Bild die „große Goldene" werth ist, weißt Du doch am besten, aber die giebt's halt nicht zum ersten Male. Ich komme eben von Professor Huber, der hat's mir mit einem Gruß für Dich gesagt. Die Zustellung wird ja bald genug da sein."

„Kunz, Menschenskind, ist's auch keine Bieberei von Dir?"

Noch rief es Fred zweifelnd, aber ein Leuchten war in seinen Augen, und als nun der Freund ihm stumm die Hände entgegenstreckte und mit rechter Brüderlichkeit drückte und schüttelte, da stieß Fred einen Jauchzer aus, umarmte den Freund stürmisch und rief: „Durch also! — Endlich durch! Na, Zeit war's auch! Weißt, wer mit dreißig Jahren nicht „draußen" ist, der kommt überhaupt nimmer raus! Endlich die Bahn frei! — Weißt — 's ist so im Grunde Alles Unsinn! Was heißt das weiter, wenn's mich mal für eine Arbeit prämiiren! Aber 's ist nur der Gedanke, jetzt kannst doch schaffen für Gesunde und nicht für Blinde. Das ist's! — Auf den Ruhm pfeif' i! Aber gehört will man doch werden, wenn man spricht. — Meinetwegen mögen's mir auch widersprechen, — nur zu — den Leuten zu Lieb' mal ich nit, — aber wenn's halt immer so an Einem vorüberstreichen, als wär' man gar Niemand, — das juckt Einen halt auf die Dauer, gelt?"

So plauderte und gesticulirte Fred auf den Freund ein, bis dieser lachend rief: „Das können wir vielleicht im „lustigen Seidel", bei angemessener Beleuchtung, besser bereden, als hier in dieser Finsterniß. — Ich hab' schon die Freunde zusammen trommeln lassen. — Geh', mach' Dich fertig, sie warten gewiß ungeduldig auf uns!"

Mit einem Freudensprunge gab Fred seine Zustimmung, bat den Freund, zu warten, und ging in die nebenanliegende Kammer, seine Toilette zu machen. Auf einer Holzkiste stand sein Waschgeschirr, und neben dem schmalen Bette, das den Hünen allnächtlich gefährlich einengte, hing hinter einem Zeuggardinchen seine „Garderobe". So hatte Fred das „Seine" nahe beieinander und war rasch fertig. — Lustig schritt er mit dem Freunde der Stammkneipe zu. — Mit Halloh wurden sie empfangen. — Daß Fred keinen Kreuzer mehr im Beutel hatte, machte ihm nicht das Mindeste aus. Der Wirth, der die Künstlerschaar gut kannte und von dem „Ereigniß" gut unterrichtet war, stellte seine Kreide mit großer Bereitwilligkeit zur Verfügung. Und nun gab's ein fröhliches Gelage. Neidlos schienen Alle sich des Glücks zu freuen, das den Kameraden traf, sie jubelten und planten mit ihm, redeten und priesen ihre Kunst und schwärmten wie junge Götter in ihrer hellen, schönen Wunderwelt. Manch' Einer hob das Glas und rief: „Deinem aufgehenden Sterne, Fred", und dachte bei sich, bald wird auch mir vielleicht die Sonne des Erfolges strahlen. Und der Wein entfesselte die Geister und befeuerte die Kräfte, die schönen Stunden voll zu genießen. Ein Jauchzen und Jubeln, ein Singen und Lachen beseelte die kleine Schaar, die doch, trotz alles fröhlichen Tumultes, von der Genußgier weit entfernt war. Im Taumel wiegten sich wohl die jungen Köpfe, aber es war nicht der Rausch des Weines, es war der Rausch ihrer schaffenden feurigen Seelen, der sie begeisterte. Und nun hob der „lange Philipp" das Glas und rief jauchzenden Tones: „Der Kunst das erste Glas, — und das zweite der Liebe!"

Brausender Beifall! — Und nun redeten sie von der Liebe. Und die sich da draußen im Leben bei nüchternen Sinnen den Anschein gaben, als wären sie über derlei Kinderthorheit längst hinweg, die sprachen nun leise, im halben Flüstern, mit sinnlicher Scheu, wie von dem Heiligsten, von ihrer Liebe. Und Andere wieder, die sonst renommirten mit ihren Erfolgen und die noch nie ein Weib gefunden hatten, das ihrem Herzen Genüge that, die sprachen nun mit feurigen Worten von der großen Sehnsucht und allen herrlichen Schicksalsmöglichkeiten. Fred saß stumm und in sich gekehrt.

Man gewahrte es und rief ihm lustig zu: „Schreibe „Ihr", Fred, wir unterzeichnen Alle. Das mußt Du ihm, das ist ja doch ganz selbstverständlich!"

Fred wehrte sich lachend. Aber die Freunde bestimmten ihn. War das Kameradschaft, diese Geheimnißkrämerei? „Nun beichte, wie sieht sie aus, wie ist sie? Sprich!" klang es im Chor.

Fred sah finster vor sich nieder. „Quält mich nicht!" sagte er dumpf.

Eine Stille trat ein, als hätte das Todtenglöcklein geläutet in die jubelnde Lust. Fred raffte sich zusammen.

„Ich muß heim", sagte er.

„Nicht so, nicht so!" riefen Alle. „Erst trinken wir noch einmal."

„Auf Dein Glück, Fred!" rief Kunz, und hielt ihm sein Glas entgegen. Fred wollte ihm Bescheid thun, in seiner Erregung griff er fehl und warf sein volles Glas zu Boden. Wie Blut floß die Purpurgluth des Weines auf die dunkle Diele. Fred zitterte. Es war viel Aufregung für ihn an diesem Tage gewesen, aber er schämte sich seiner Schwäche.

„Ein ander Glas!" rief er laut, und als es neu gefüllt vor ihm stand, ergriff er es, hielt es hoch empor und rief: „Nicht dem Glück, dem wankenden, bring' ich dies Glas. — Auf daß wir wachsen und werden und auferstehen in unserer heiligen Kunst, dem höchsten Ziele, nach dem wir streben, bring' ich's dar!"

Feierlich klang Glas an Glas, und mit leuchtenden Sternen und Augen, die in ungekannte Fernen schauten, trank Jeder seinen Trunk zur Neige.

(Fortsetzung folgt.)